

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 77 (1968)
Heft: 5

Artikel: Am Rande des Krieges : Erinnerungen an eine Reise in den Fernen Osten
Autor: Müller, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-975225>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am Rande des Krieges

Erinnerungen an eine Reise in den Fernen Osten

Professor Dr. Carl Müller

Kriegswirren und Angst vor bedrohlicher Zukunft machen selten Halt an den Grenzen eines Landes. In Laos bekommt man als Reisender manches davon zu spüren, was drüben in Vietnam vor sich geht. Darüber täuschen auch fröhliche Feste nicht hinweg, sind sie doch überschattet von der Not des Nachbarvolkes, die nur allzu leicht auch zur eigenen Not werden kann.

Eine Einladung des amerikanischen Botschafters Joe Mendenhall, der für die amerikanische Hilfe in Laos verantwortlich ist, führte den Berner Arzt, Professor Dr. Carl Müller, in Spitäler, Flüchtlingslager und Entwicklungszentren in Vientiane und im Norden des Landes, dicht am Bambusvorhang. Die Notizen von dieser Reise im Spätherbst des vergangenen Jahres enthüllen ein Bild von Laos, wie es sich dem gewöhnlichen Touristen kaum bietet.

Das tragische Geschehen in Vietnam hält die Welt seit Jahren in Atem und beherrscht die Schlagzeilen der Zeitungen. Laos aber, obgleich längst ins Kriegsgeschehen einbezogen, stand bis vor kurzem kaum im Brennpunkt der westlichen Presse. Erst seitdem die Kämpfe häufiger auf laotisches Gebiet übergreifen, mehrten sich die Meldungen über das Königreich Laos, diesen «strategischen Schlüssel zu Asien».

Wie sehr die Bezeichnung «strategischer Schlüssel zu Asien» gerechtfertigt ist, zeigt ein flüchtiger Blick auf die Landkarte: Das 91 400 Quadratkilometer umfassende Land wird im Norden begrenzt von China, im Nordosten von Nordvietnam, im Osten von Südvietnam, im Süden von Kambodscha, im Westen von Thailand und Burma. Es erstreckt sich mehr als 1000 Kilometer von Nordwest nach Südost.

Wie die meisten asiatischen Staaten ist auch Laos mit seinen nahezu 3 Millionen Einwohnern kein einheitlicher Staat. Im frühen Mittelalter wanderten aus Yünnan südchinesische Stämme ins Land ein, die Jao's, Miao's und Meo's. Sie besiedelten vorwiegend den Norden und fühlen sich heute noch als Chinesen. Andere Stämme des Landes gehören der Thai-Gruppe an, wieder andere, im Osten und Nordosten, sind Vietnamesen. So verschieden wie die Herkunft sind auch die Dialekte.

Streifzug durch die laotische Geschichte

Nach vielen inneren Wirren wurde Laos 1827 von Siam besetzt und blieb — wie es dem Schwachen überall zu ergehen pflegt — ein Spielball der Mächtigen und Stärkeren. Ein kurzer Streifzug durch die Geschichte des laotischen Königreiches, dessen Gründung auf das Jahr 1353 zurückgeht, als es noch den Namen «Lan Xang» — «Millionen Elefanten» — trug, verdeutlicht dies.

Nach der Besetzung Annams durch Frankreich kam es zu Gebietsstreitigkeiten mit Siam. Im 19. Jahrhundert war das Land während der franco-chinesischen Fehden Einfällen von Yünnan her ausgesetzt. Auf Grund des Vertrages von 1893 räumten die Siamesen die Gebiete östlich des Mekong und erhielten dafür laotisches Gebiet westlich des Stromes. Die Bezeichnung Laos kam 1899 auf, als das Gebiet französisches Protektorat wurde. Bis 1923 gab es ausser den vom König beherrschten Provinzen — Luang Prabang, Phongsaly und Houa Phan — zahlreiche unabhängige Stämme. Die Grenzen des Königreiches waren stetig Änderungen unterworfen,

und das ist bis in die heutige Zeit so geblieben. Nach dem Einfall der Japaner im Jahre 1840 erhoben die Thai's erneut Anspruch auf das Gebiet westlich des Mekong, was zu kriegerischer Auseinandersetzung mit französischen Truppen führte. 1947 gab Siam die besetzten Gebiete wieder zurück. Nach dem Abzug der Japaner regte sich erstmals eine Art Nationalgefühl: Lao, ein dem Thai verwandter Dialekt, wurde offizielle Landessprache. Seit 1956 bezeichnet sich das Königreich Laos als konstitutionelle Monarchie oder parlamentarische Demokratie. Im Grunde lebt aber die uralte Feudalherrschaft weiter. Das Volk ist arm und friedliebend. Es hasst den Krieg. Politik wurde seit je von einzelnen Gruppen betrieben, die ihre Hände um Macht und Besitz auf dem Rücken des geduldigen Volkes austrugen, wie das auch bei uns in früheren Jahrhunderten der Fall war.

Kriegsstimmung in Laos

1950 erfolgte die Gründung der Pathet-Lao-Bewegung, deren Führer Prinz Souvanna Vong, ein Halbbruder des Königs, ist. Die Pathet-Lao-Bewegung schloss sich bald einer revolutionären Einheitsfront an (Vien-Viet), die, gesteuert vom Viet-Minh und von China, auch in Burma und Kambodscha rasch Boden gewann. Im Jahre 1953 drangen zahlreiche Viet-Minh-Gruppen ins nördliche Laos ein. 1954 wurde daraufhin an der Genfer Konferenz beschlossen, dass sowohl Frankreich als auch die Viet-Minh ihre Truppen aus Laos abziehen sollten. Diese Truppen wurden ersetzt durch Pathet-Lao-Kräfte, die in China und Nordvietnam ausgebildet worden waren. Der Anspruch des Pathet-Lao, die einzige legitime und führungsberechtigte Partei von Laos zu sein, führte bald zur Guerilla-Tätigkeit, und so sah sich die UNO schliesslich veranlasst, eine Kontrollkommission zur Einhaltung der Genfer Konvention, das heisst zur Einhaltung der Neutralität zu bestimmen. Eine De-facto-Teilung des Landes kam zustande, weil die königlich-laotische Regierung und die Pathet-Lao-Partei eine frühere Uebereinkunft betreffend das allgemeinen Wahlrecht nicht einhielten. 1956 verliess Laos die französische Union Indochina. Es folgte eine Phase grösster Verwirrung in der Innen- und Aussenpolitik. Der Versuch, eine Neutralität nach dem Vorbild der Schweiz einzuführen, misslang. Die Situation wurde stattdessen immer undurchsichtiger. Sie ist es heute noch. Zu Beginn der sechziger Jahre drangen Revolutionäre über Nord-Laos in Thailand ein. Seither erhalten sie ständig Zuzug und Nachschub.

1963 ging eine gewaltige Welle des Mordens durch das Land. Gegen ihren Willen wurden die Laoten immer mehr in den Strudel des Vietnam-Konfliktes gezogen. Doch sie verabscheuen das Kriegshandwerk. Wenn die Soldaten der beiden feindlichen Parteien, der königlich-laotischen Armee und des Pathet-Lao, aufeinandertreffen, werden wohl Schüsse gewechselt und es gibt dabei wohl auch Tote. Häufig aber wird das Gefecht rasch abgebrochen, und die beiden feindlichen Brüder ziehen sich in verschiedene Richtungen zurück. Werden Soldaten gefangengenommen, so lässt man sie am nächsten Tag wieder laufen. Bei der Einnahme des Städtchens Nam-Bak durch die Viet-Minh ergriffen 4000 königlich-laotische Soldaten die Flucht und verschwanden spurlos im Dschungel. Was aus ihnen wurde, ist bis heute unbekannt. Niemand weiss, wieviel nordvietnamesische Soldaten in Laos stehen, amerikanischen Schätzungen zufolge sind es 40 000, von denen allerdings nur 15 000 zu den regulären Kampftruppen gehören, während die restlichen 25 000 die Arbeitstruppen bilden, die täglich den von den Amerikanern bombardierten Ho-Chi-Minh-Pfad säubern und instandsetzen, über den der Vietcong-Nachschub nach Südvietnam läuft. Die Pathet-Lao-Streitkräfte werden mit 30 000 Mann angegeben.

Wie gross das Gebiet ist, das noch unter der Kontrolle der Vientianer Regierung steht, lässt sich in dem dünnbesiedelten und von Urwald bedeckten Bergland kaum feststellen. Nach offiziellen Angaben sind es noch zwei Drittel des Landes und 80 Prozent der Bevölkerung. Sowohl der Pathet-Lao wie die Regierungstruppen halten zahlreiche Igelstellungen im «Feindgebiet». Es gibt weder feste Grenzen noch feste Fronten. Der laotische Generalstabschef Aoudone-Sananikone will beispielsweise 40 000 Mann irregulärer Truppen im feindlichen Gebiet eingesetzt haben. «Es dürfte sich», so lesen wir, «um sogenannte Geistersoldaten handeln, die der General auf die Lohnliste setzen möchte.» Böse Zungen behaupten, dass ein Teil der rund 70 000 Mann regulärer laotischer Truppen, für die die verbündeten Mächte zahlen, nur auf dem Papier existiert.

Das Parteiwesen ist ebenso verworren. Die extremen Gruppen gewinnen immer mehr an Einfluss und sollen sich, wie überall, durch gute Disziplin auszeichnen. Laos ist tolerant. Es duldet die Pathet-Lao-Tätigkeit und auch jegliche kommunistische Propaganda, die ungehindert in die Schulen und Tempel dringt. Dass alles nicht so ganz ernst und wichtig genommen wird, liegt in der asiatischen Mentalität begründet. Selbst die Pekingener Botschaft in Vientiane soll sehr zurückhaltend sein, und

die etwa 60 000 Auslandchinesen, die in Laos leben, haben heute (noch!) in ihren Büros und Läden das Bild Sun-Yat-Sen's hängen, der sowohl im kommunistischen wie auch im nationalistischen China verehrt wird. Eine Reihe von Vietnamesen, die unter französischem Protektorat in Scharen als kleine Beamte nach Laos gekommen waren, besucht sowohl die Veranstaltungen der südvietnamesischen als auch jene der nordvietnamesischen Botschaft. Dies trägt dazu bei, nach aussen hin die Fiktion der Einheit und Neutralität aufrechtzuerhalten.

Es lag bisher offensichtlich im Interesse der Grossmächte, das in der Genfer Konvention festgelegte Gleichgewicht zu wahren. So drückten auch die Sowjets ein Auge zu, wenn amerikanische Flugzeuge von Thailand aus den Ho-Chi-Minh-Pfad bombardierten, über den sowjetisches Kriegsmaterial an den Vietcong in Südvietnam gelangt. Zum politischen Gleichgewicht trug bisher auch die Anwesenheit der Franzosen bei, die heute noch die Armee ausbilden, Lehrer für die Schulen stellen und als Berater in den Ministerien mitwirken. Die laotische Regierung lehnt zur Sicherung der neutralistischen Fiktion auch eine Entsendung amerikanischer Truppen nach Laos ab, da dies ein flagranter Bruch des Genfer Neutralitätsabkommens wäre und den Krieg offiziell nach Laos brächte. Die Kontrollkommission sanktioniert aber offensichtlich jeglichen Uebergriff Nordvietnams. Alles in allem eine bedenkliche Lage, die sich immer mehr zuspitzt.

Es liegt auf der Hand, dass Laos die Fülle der Probleme, vor die sich das arme, bedrängte Land gestellt sah, allein nicht bewältigen konnte. Lange Jahre der Verwirrung hatten die Entwicklung gehemmt. Die Militärlasten durch die ständige Bedrohung im Norden und entlang der östlichen Grenze wurden untragbar. Der grösste Teil der tüchtigen und gelernten Arbeiter wurde von der Armee aufgesogen, ein Umstand, der sich in der Landwirtschaft, von der das Volk lebt, empfindlich auswirkte. Das steigende Bedürfnis nach Importgütern, einschliesslich Agrarprodukten, bedrohte die Währung. In dieser Notlage wandte sich die königliche Regierung an fremde Mächte mit der Bitte um Hilfe. Von allen Seiten eilten gute «Samariter» herbei, von Amerika, Grossbritannien, Australien, Frankreich, Japan und Deutschland, wobei die Vereinigten Staaten von Amerika die Hauptlast übernahmen. Eine umfassende Wirtschaftshilfe wurde eingeleitet, ein Sofortprogramm zur Stützung der Währung, zur Bereitstellung von Devisen, zur Flüchtlingsfürsorge vereinbart, um nur einige Schwerpunkte dieser Hilfe zu

nennen. Langfristige Kredite wurden beschlossen. Sie betreffen hauptsächlich die Landwirtschaft; denn da 85 Prozent der Bevölkerung Bauern sind, fliesst aus der Landwirtschaft der grösste Teil des laotischen Einkommens.

Zu Besuch im Spital von S.

Am 20. November 1967 bestiegen wir morgens auf dem Flugplatz von Vientiane eine Transportmaschine der US Air Force, um nach S. zu fliegen. Das breite Einlasstor am Heck blieb während des ganzen Fluges hochgeklappt. Es war ein herrliches Erlebnis, das Land statt durch das kleine und oft so trübe Guckloch einer gewöhnlichen Passagiermaschine aus unbehinderter weiter Vogelschau unten vorbeiziehen zu sehen. Oft stiessen wir in breite, sich zu bizarren Formen auftürmende Wolkenwände, unter uns lag dichter, tropischer Monsunwald, in ihm spärliche Savannenflächen, die in der Sonne goldgelb aufleuchteten. Dann und wann war der Dschungel unterbrochen von mit Reis bepflanzten Lichtungen. Im Westen blieb lange das helle, gewundene Band des Mekong sichtbar. Von der chinesischen Provinz Yünnan tritt er ins Land ein, um dann auf einer Strecke von 500 Meilen die Westgrenze von Laos zu bilden. Wir flogen über Kalkplateaux, tiefgefurcht von Flüssen und steilfallenden, unzugänglichen Schluchten. Im Nordosten tauchte die Kordillere auf, die die Grenze gegen Nordvietnam bildet. In diesen Bergen entspringt eine Reihe von Flüssen, die westwärts dem Mekong zufließen.

Je mehr wir uns dem Norden näherten, desto gebirgiger wurde es unter uns. Plötzlich donnerte unser Vogel zwischen violett schimmernden, schroffen Felswänden, Ausläufern der Kordillere, hindurch. In eleganten Bogen steuerte der Pilot die schwere Maschine um die Klippen. Leider war der «Alpenflug» nur von kurzer Dauer. Ein weiter Talkessel öffnete sich. Der Co-Pilot gab uns durch Kopfnicken zu verstehen, dass die Landung bevorstand. Von Flugplatz war keine Rede. Dschungel, nichts als Dschungel. Wir landeten in einer schmalen, frischgerodeten Lichtung, gerade breit genug, um das Flugzeug aufzunehmen, dessen Flügel, wie uns schien, die Bäume streifen mussten. Mehrere Jeeps standen bereit. Auf Rädern ging es nun in mühsamer Fahrt noch etwa 100 Meilen weiter durch Urwald hindurch gen Norden. Es hatte geregnet, die Fahrzeuge tanzten, schlitterten und blieben oft im Schlamm stecken. Dann und wann begegneten wir Arbeits- elefanten, die riesige Baumstämme hinter sich herzogen.

Am frühen Nachmittag erreichten wir das Ziel unserer ersten Etappe: das Flüchtlingslager von S.

Es waren trotz ihrer Bedrängnis heitere Menschen, die uns mit einem freundlich-distanzierten Lächeln begrüsst. Für unseren in der Unterscheidung der verschiedenen asiatischen Rassen ungeübten Blick waren es einfach Chinesen — die Männer im Durchschnitt vielleicht grösser, kräftiger und sehniger als jene Chinesen, die wir bisher in Südostasien gesehen hatten, die Frauen weniger grazil, mit härteren, wenn auch aufgeschlosseneren Gesichtern. Viele von ihnen hatten früher unter harten Lebensbedingungen als Mohn- oder Reisbauern gelebt. Hier nun sollten sie allmählich fest angesiedelt und von Opium auf Reiskultur umgeschult werden. Die Holzhütten, in denen die Flüchtlinge untergebracht waren, machten einen menschenwürdigen, ordentlichen Eindruck. Die Bewohner selbst schienen ausreichend ernährt und gekleidet. Flugzeuge versorgen sie mit allem Lebensnotwendigen. Manchen von ihnen mochte es in der Heimat, in den bergigen nördlichen Grenzgebieten gegen China und Nordvietnam zu, nicht besser ergangen sein. Schulen wurden hier gebaut, Kindergärten eingerichtet, Dispensarien und Infirmerien betrieben. Die Kinder tummelten sich fröhlich auf den Spiel- und Sportplätzen. Die grösseren unter ihnen liessen sich durch unsere Ankunft weder beim Hand- noch beim Fussballspiel stören, beides Spiele, die sich zunehmender Beliebtheit erfreuen. Von den kleineren fielen manche übermütig über unsere Jeeps her. Andere luden uns mit lebhaften Gesten zum Versteckspiel ein und wollten unbedingt einen Blick durch den Sucher der Filmkamera werfen. Aufgeregt teilten sie sich dann untereinander mit, was sich dem Auge geboten hatte. Indem sie sich gegenseitig übertrumpften, trieb die Phantasie die schönsten Blüten. Einige der Kinder wollten — so erklärte man uns — im «Auge» der Kamera Drachen, andere wiederum Fallschirme entdeckt haben. Ein paar Kinder nahmen uns bei der Hand und führten uns zu einem Bambuskäfig, in dem ein junger, prächtiger Leopard fauchte. Alles sollten wir sehen und bewundern: schwarze Ferkel, bunte Vögel und vor allem die grossen Wasserbecken, in denen — zur Ergänzung des Nahrungseiweisses — Fische gezüchtet werden. Amerikanische Spezialisten hatten im ganzen Land ungezählte dieser Zuchtanlagen eingerichtet und die Eingeborenen in die ihnen bis dahin völlig unbekannte Fischzucht so gut eingeführt, dass diese die wertvollen Eiweissquellen schon selbständig ausbauen und vermehren.

Welcher Unterschied zu den Menschen, die wir in den Hungergebieten Indiens antrafen! Nie wird man deren



von Resignation und Apathie gezeichnete Gesichter vergessen können, aus denen das Lachen für immer verbannt zu sein schien. Am schrecklichsten mutete der Ausdruck der Verzweiflung und Angst an, der sich in den Augen der Kinder spiegelte. Ihre Gesichter, die sich stumm auf uns richteten, werden uns verfolgen.

Hier bei den Flüchtlingen zeigte sich die Anpassungsfähigkeit des Chinesen an jede, selbst an eine scheinbar aussichtslose Situation. Der Chineser gibt nie auf. Er versteht es, aus jedem Zustand das Beste zu machen. In guten Tagen wird er nicht übermütig, er kennt die Launen des Schicksals: Schon morgen kann es ihn hart treffen. In schweren Zeiten verzweifelt er nicht, er weiss, es kommen wieder bessere Tage. Um so mehr, als er in seinen Ansprüchen dem Leben gegenüber recht bescheiden ist. Er besitzt ein in Jahrtausenden gereiftes Wissen von der Unbeständigkeit der Dinge, und er macht sich Erfahrungen mehr als andere zu Nutzen.

Eine Eigenschaft, die, ohne Ausnahme, alle Asiaten auszeichnet, ist die Gastlichkeit. Selbst der Aermste der Armen wird sein letztes Reiskorn mit dem Gast teilen. So wurden wir auch hier ausgezeichnet durch die schöne Feier des Baahdsy, bei welcher der Gast gleichsam in die Gemeinschaft der Eingeborenen aufgenommen wird. Die Aeltesten der umliegenden Lao-Siedlungen und ein Priester waren gekommen. Auf einer grossen Strohmatten liess man sich im Kreise nieder. In der Runde wechselten Gäste und Eingeborene in regelmässiger Reihenfolge. Man sass, wie der meditierende Buddha, auf gekreuzten Beinen — welche Qual für einen betagten und dieser Sitzweise nicht gewohnten Europäer!

Eine junge Frau in schöner Lao-Tracht kniete nieder und knüpfte um das linke Handgelenk jedes einzelnen, beim Priester beginnend, eine Rohseidenschnur derart, dass schliesslich alle durch das Band miteinander verbunden waren. Der Priester betete. In der Mitte des Kreises stand eine grosse Silberschale mit herrlichen Blumen. Um sie herum brannten einige Kerzen. Nach dem Gebet wurden Speisen und Tee gereicht.

In den beiden folgenden Tagen sahen wir Spitäler aller Entwicklungsstufen, einige im Rohbau, andere kurz vor der Vollendung, frisch in Betrieb genommene und solche, die schon Jahre der Bewährung hinter sich haben.

Überall wurden wir von den Kollegen — zumeist Filipinos der «Operation Brotherhood» — in Gastfreundschaft aufgenommen. Es gab viel zu sehen und zu lernen. Betrachtet man die Patienten der laotischen Spitäler, so eröffnet sich dem europäischen Arzt ein kaum vorstellbares Spektrum an Krankheiten.

Die Nähe der Kriegsfronten und die Guerillatätigkeit des Pathet-Lao und des Vietcong haben zur Folge, dass häufig auch wehrlose Zivilisten mit Schussverletzungen eingeliefert wurden. Verwundete Soldaten der regulären laotischen Truppen wurden nach einer Notversorgung per Helikopter ins Militärspital von Vientiane evakuiert. Der Anblick der zahlreichen Reisbauern und Holzfäller, zum Teil mit schweren Schusswunden, hinterliess einen niederschmetternden Eindruck. Während wir von Bett zu Bett gingen, fielen in der Ferne Schüsse von Maschinengewehren. Chefarzt und Assistent wechselten rasch einen vielsagenden Blick, dann wurde die Visite fortgesetzt. Ein junger Amerikaner, Angehöriger des freiwilligen Friedenscorps, lag angeschossen auf seinem Lager. Mancher dieser tüchtigen Burschen, die, völlig unbewaffnet, wertvolle und rein zivile Entwicklungshilfe leisten, werden meuchlings ermordet, sei es von einem Pathet-Lao oder von einem Vietcong, der sich als buddhistischer Priester oder als regulärer Lao-Soldat verkleidet hatte.

Unfallchirurgie spielt auch auf dem zivilen Sektor eine immer grössere Rolle. Die beginnende Motorisierung des Verkehrs in stadtnahen Gebieten, die zunehmende Bautätigkeit und anderes mehr spiegeln sich deutlich im Bild der Unfallmedizin. Ja, die Aerzte des Spitals in Vientiane glaubten als Folge der wachsenden Technisierung und Rationalisierung bereits bei bestimmten Berufsgruppen eine deutliche Zunahme der Krankheiten des Zirkulationsapparates feststellen zu können, wie Hypertonie, Infarkt und anderes mehr. Auch die Diagnosen «Psychoneurosis», Asthma und Allergie werden häufiger gestellt. In den entlegeneren Aussenstationen, wie gerade in S., sind dagegen Verletzungen durch Raubtiere und Schlangenbisse noch oft anzutreffen. Die Infektionsabteilungen waren überfüllt; nur ein kleiner Bruchteil der pflegebedürftigen Fälle konnte bisher aufgenommen werden. Unter den nahezu 100 000 Patienten, die 1966 in den Spitälern der Operation Brotherhood gepflegt wurden, waren über 5000 schwerste Malariafälle anzutreffen. Bei unserem Besuch sahen wir zum erstenmal all die schweren Malaria-Symptome und -Komplikationen, von denen man bisher nur gehört oder gelesen hatte. Im Gebiet von Indochina (Kambodscha, Vietnam, Laos) mit einer Totalbevölkerung von etwa 25 Millionen Einwohnern werden jährlich 500 000 Malariafälle registriert. Ueberträger ist hauptsächlich die *Anopheles minimus*. Ueber das Auftreten von resistenten Stämmen sind Untersuchungen im Gange, die von der Weltgesundheitsorganisation gefördert werden.

Eine wichtige Rolle spielen sodann parasitäre Erkrankungen, wie Ankylostoma duodenale, Darmparasiten der verschiedensten Art, Trichinose usw. Seit einiger Zeit werden auch Fälle von Bilharziose (Schistosoma japonic) beobachtet. Früher nahm man an, die menschliche Bilharziose beschränke sich in Südostasien auf die Philippinen. Nun zeigt sich aber, dass sie auch in Laos auftritt. Der Zwischenwirt in Gestalt von Schnecken wurde allerdings im Laufe der von der Weltgesundheitsorganisation durchgeführten Untersuchung nicht gefunden. Schwere Fälle von der in Südostasien sehr häufigen Virushepatitis sahen wir ebenfalls, eine Infektionskrankheit, die von Europäern und Amerikanern besonders gefürchtet wird. Cholera ist in Laos wie in allen süostasiatischen Ländern endemisch. Grössere Epidemien konnten zwar in den letzten Jahren vermieden werden. Dysenterie, sowohl die bazilläre wie die Amöbiasis, tritt sehr häufig auch bei Eingeborenen auf, ebenso Lebensmittelvergiftungen, besonders Botulismus. Tuberkulose ist weit verbreitet, desgleichen Lepra. Hier stehen dem Gesundheitsdienst noch gewaltige Aufgaben bevor.

Ueberraschend war für uns die Häufigkeit schwerer Formen von letal endender Puerperalsepsis, die selbst nach rasch verlaufenden Spontangeburt und ohne vorhergehende vaginale Untersuchung auftreten. Eindrücklich auch die auffallend hohe Zahl von Missbildungen aller Art bei Neugeborenen. Die teratogenen Faktoren sind noch unbekannt.

In Anbetracht der hohen und vielseitigen Anforderungen, die an das Können der Aerzte und an die Leistungsfähigkeit der Spitäler gestellt werden, ist man über die niedrige Rate der Todesfälle erstaunt. 1966 betrug sie in allen Spitälern der «Operation Brotherhood» in Laos im Durchschnitt 2,8 Prozent der hospitalisierten Fälle. Wieviel Einsatz und Verzicht, auch auf seiten der Schwestern, ist erforderlich, um unter so schweren Bedingungen mit oft einfachsten Mitteln ein solch erfreuliches Ergebnis zu erzielen!

Geburtshilfliche Methoden aus der Urzeit

Der Geburtshelfer erlebt in einigen Ländern Ostasiens Ueberraschungen. Er sieht sich, zumal in entlegeneren Gebieten, Fällen gegenüber, die er bis dahin nur aus historischen Abhandlungen über die Anfänge der Geburtshilfe und aus Expeditionsberichten über völlig un-zivilisierte Stämme kannte.

Die Geburtshilfe liegt in jenen bis vor kurzem nur schwer zugänglichen Gebieten des nördlichen Laos ausschliesslich in Händen von Laienhelferinnen, wie ja oft die Heilkunde ganz allgemein mangels Aerzten ausschliesslich von Zauberpriestern und Magiern betrieben wird.

Wir sahen beispielsweise Fälle von Uterusruptur, die dadurch entstanden waren, dass man bei verzögertem Geburtsverlauf mit roher Gewalt durch Drücken und Pressen auf den Leib der Gebärenden die Entbindung zu beschleunigen suchte. Mitunter kniet oder tritt die Gehilfin beziehungsweise der Ehemann der Gebärenden auf den Leib. Diese Art und ähnliche Misshandlungen der Gebärenden bei protrahierten oder infolge eines Hindernisses erschwerten Geburten sind auch in Europa aus der volkstümlichen Geburtshilfe bekannt und wurden beispielsweise aus Finnland und aus Ungarn noch vor einigen Jahrzehnten mitgeteilt. Wenn aber die Prozeduren hier wie dort oft zur Katastrophe, das heisst zum Tode der Mutter und des Kindes führen, besteht doch ein Unterschied in den Vorstellungen, die diesen brutalen Gewaltmassnahmen zugrunde liegen. Bei unseren europäischen Laienhelferinnen herrschte die einfältige Ansicht, das Kind liesse sich auch aus einem engen Becken herauspressen, sofern nur stark genug von oben auf den Uterus gedrückt werde. In Asien ist, wie man uns belehrte, das Motiv magischer Art. Nach ostasiatischer Auffassung befindet sich das Lebenszentrum in der Mitte des Leibes, das heisst in der Nabelgegend. Deshalb sind für den Ostasiaten nicht Kopf, Herz und nicht athletische Ausbildung der Muskulatur von ausschlaggebender Bedeutung, sondern — seit Jahrtausenden — ist der Bauch des Körpers Mitte. Hier sind körperliche und seelische Kraft konzentriert. Daher erklärt sich auch, dass nicht nur die ostasiatischen Götter und Buddha-Plastiken mit einem dicken Bauch dargestellt werden, sondern dass auch die Ringkämpfer, wie etwa die japanischen «Sumo», bis zum heutigen Tag ein achtungsgebietendes «Embonpoint» anstreben. Der Ostasiate glaubt, nicht mit dem Kopf, sondern mit dem Bauch zu denken. Die Gedanken strömen aus der Körpermitte. Der Leib ist Sitz des Atems. Beim Einatmen wird die Atemluft nach ostasiatischer Auffassung im Leibe gesammelt, und von hier aus «bis in die Fersen» verteilt. Daher ist die Pflege des regelmässigen Atemholens seit je von grösster Wichtigkeit, sie stärkt den Bauch und damit den ganzen Menschen körperlich und geistig. Die Lokalisierung der wichtigsten vegetativen und seelischen Funktionen in dem Bauch findet ihren Ausdruck auch in der besonderen Art des



Selbstmordes in Asien. Der Japaner beispielsweise versucht, wenn er sich töten will, die Baueingeweide zu zerstören. Die japanische Redewendung «Fu niochiuais» — zu deutsch «das geht mir nicht in die Eingeweide» — ist ein Hinweis auf die Bedeutung, die der Japaner dem Vegetativen beimisst.

Die frühen Griechen, ja noch die Hippokratiker, verlegten den Sitz der Seele ins Zwerchfell, also in jene Scheidewand, welche das magische vegetative Zentrum des Menschen, das Abdomen, vom mythischen Zentrum, dem Herzen, trennt. Zwerchfell heisst auf altgriechisch bekanntlich «phren». Als Seelenbegriff hat sich das Zwerchfell bis heute in der Bezeichnung Schizophrenie erhalten.

Nach all dem ist es verständlich, dass für den Ostasiaten die Körpermitte auch Sitz jener Kräfte ist, die zur Austreibung des Kindes aus dem Mutterleib erforderlich sind. Tiefes Atemholen und Mitpressen während der Wehen ist für die Ostasiatin seit je etwas Selbstverständliches; denn durch diese rein empirisch als zweckmässig erkannte Atemtechnik wird nach asiatischer Ansicht der Gebärmutter vom Leibeszentrum aus viel «Luft» zugeführt. Der Westen aber hält diese Art der Atmung als integrierenden Bestandteil der sogenannten psychoprophylaktischen Methoden, für seiner eigenen Weisheit letzten Schluss. Der europäische Reisende, der in Asien die Augen offen hält, wird um manches Vorurteil erleichtert!

Die Frau mit der Uterusruptur, die wir im Spital von S. sahen, überlebte die Operation nicht. Das Kind war bereits abgestorben. Später stiessen wir in Kathmandu in Nepal im Maternity Hospital innerhalb einer Woche auf drei Fälle von Uterusruptur. Zwei der Frauen waren wegen verzögerter Geburt nach der oben geschilderten Art gepeinigt, die dritte Frau war mit Uterusruptur bei verschleppter Querlage und mit einer schweren Leopardenbisswunde am Oberschenkel eingeliefert worden. Sie hatten alle drei einen zwei- bis dreitägigen Transport hinter sich. Zwei der Frauen starben. Die Mühsal des Transportes mag den Tod begünstigt haben: Die Patientin wird, in ein Tuch geknüpft, durch dessen Knoten eine Tragstange gezogen ist, die von zwei Männern geschultert wird, aus den Hochtälern des Gebirges über steinige, holperige Pfade ins Spital getragen.

Von der Leiterin der vor kurzem eröffneten geburtshilflichen Abteilung in Kathmandu, Frau Dr. Kanti Giri, wurde uns berichtet, dass Uterusrupturen häufig sind, dass aber — es ist kaum zu glauben — manche dieser Frauen mit dem Leben davonkommen. Sie überstehen nicht

nur den tagelangen strapaziösen Transport, den Blutverlust und den Schock, sondern auch die Operation, die gewöhnlich in einer Hysterektomie besteht.

Zurück nach Laos. Wir sahen dort zum ersten — und wohl auch zum letzten — Mal Fälle von Tetanus bei Neugeborenen, eine Krankheit, die den dortigen Aerzten bei Neugeborenen nur allzu vertraut ist. Starrkrampf ist eine der häufigen Ursachen der hohen Säuglingssterblichkeit in den Entwicklungsgebieten Südostasiens. Die Abnabelung der Neugeborenen erfolgt gewöhnlich dicht am Nabel des Kindes, wobei die Nabelschnur zwischen zwei — selbstverständlich unsterilen — Bastligaturen mittels eines Bambusmessers entzweiggeschnitten wird. Auf den Nabelstumpf streicht man sodann eine Art Paste, die gewöhnlich mit Erde, Ton oder Lehm vermischt ist.

Einem solchen Unfug beizukommen, ist schwierig, da bei den analphabetischen, noch ganz in magischen Vorstellungen befangenen Stämmen des indochinesischen Dschungels die wesentlichen Voraussetzungen zu einer wirksamen Aufklärung praktisch fehlen. Man hilft sich zunächst mit anschaulichen, einprägsamen Bildtafeln, die, farbenprächtig und höchst realistisch ausgeführt, dem Zweck geschickt angepasst, in allen Dispensarien und Infirmerien der US Aid gezeigt werden. Immerhin sind insofern Erfolge zu verzeichnen, als die Menschen aus dem Dschungel in immer grösserer Zahl in den Spitälern und Ambulatorien Rat und Hilfe suchen und dazu die Anstrengung tagelanger Märsche und die Feindschaft ihrer mitunter rachsüchtigen Medizinmänner auf sich nehmen. Die Spitäler und Dispensarien sind auch mit der Säuglingsfürsorge betraut. Anhand sehr eindrücklichen Anschauungsmaterials werden die angehenden Mütter sogar in den Anfangsgründen der Schwangerschaftsgymnastik unterrichtet.

Entwicklungshilfe in Laos

Nicht weniger beeindruckt als von der Leistung auf dem Gebiet der Gesundheitsfürsorge waren wir von der emsigen Entwicklungsarbeit der jungen freiwilligen Helfer aus Amerika.

Laos leidet nach der Regenzeit unter einer fast dauernden Trockenheit. Bewässerung ist daher, wie auch in Indien, zur Lebensfrage geworden. Bisher wurde auf diesem Gebiet kaum etwas unternommen, im Gegensatz zu Kambodscha, das schon in der sagenhaften Khmerperiode — 800 bis 1000 nach Christus —, also vor mehr

als 1000 Jahren, ein kunstvolles und wirksames Bewässerungssystem kannte, welches zum Teil noch heute besteht. In dem wilden Bergland von Laos gab es dergleichen nicht. Erst das amerikanische Friedenscorps hat hier kleine Wunder von Irrigationsanlagen vollbracht. Aus totem Oedland wurden fruchtbare Felder, von denen ein Teil mehrmals im Jahre Frucht trägt. Diese jungen Missionare der Entwicklungshilfe wurden in den Vereinigten Staaten für ihre Aufgaben — Irrigation, Verbesserung der Reiskulturen, Fischzuchtanlagen, Bau von Wohn- und Schulhäusern, Hygiene und anderes mehr — gut vorbereitet. Sie leben das einfache Leben der Eingeborenen und verständigen sich mit ihnen in ihrer Landessprache. Sie erhalten nur ein bescheidenes Taschengeld. Und da sie, ohne Golfplatz, Nightclubs, ja oft ganz isoliert von ihresgleichen, draussen in der Wildnis mit den Eingeborenen leben und diese von Mensch zu Mensch lehren, die ärmliche Lage in vielfacher Hinsicht zu verbessern, bringt man ihnen echte Sympathie entgegen, wie in andern Ländern auch unsern tüchtigen, anpassungsfähigen Schweizer Helfern oder den Deutschen, Japanern, Russen und Israeli, die mit dem «infrastrukturierten» Volke leben. Eine bessere und — auf lange Sicht — wirksamere Entwicklungshilfe gibt es nicht.

Was in Laos bereits geschaffen wurde, unter ständiger Lebensgefahr dieser jungen tüchtigen Idealisten, ist bewundernswert. Ingezählte Brunnen wurden gebohrt, Kanäle gezogen und Staudämme aller Dimensionen und Systeme angelegt. Schulen, Dispensarien, Fürsorgestationen und anderes gebaut. Sie wurden bis dicht an den Ho-Chi-Minh-Pfad und an die unsichere, fluktuierende Grenze zum Vietcong und Pathet-Lao in Nord und Nordost angelegt. Ohne Anspruch auf Dank oder Anerkennung, aus reinem Pioniergeist und auch aus echtem Verantwortungsgefühl dem Schwächeren gegenüber vollbringt diese Elite der westlichen Jugend bescheiden, anonym ein grosses Werk, das — wie immer die politische Entwicklung dieser asiatischen Länder verlaufen wird — reichlich Frucht tragen darf.

Einen der jungen Friedenscorpsoldaten, Erbauer eines ausgedehnten Bewässerungssystems, trafen wir, als er gerade einem kleinen Bären mütterlich die Milchflasche gab. Das wohl nur wenige Tage alte Tier, ein Bruang, auch Malaybär genannt, ausgezeichnet durch ein weisses kokettes «V» auf der schwarzen Brust, war von einem Eingeborenen aus dem Dschungel gebracht worden, wo das Junge nach seiner Mutter schrie, die im Kampf mit einem Panther unterlegen war. Auch jetzt greinte der

Säugling wie ein neugeborenes Kind und zappelte mit allen Vieren, sobald die Flasche leer war. Jonny hiess das Bärenkind. Es sollte aufgezogen werden. Möge weiter ein guter Stern über Jonny und seinem Pflegevater stehen! Letzterer war sichtlich erfreut über den unerwarteten Besuch seiner Landsleute aus Vientiane. Um ihnen allen einige Minuten ungestörter Aussprache zu gewähren, schlenderten wir dem schmalen Bewässerungskanal entlang auf einem der Dämme, die ihn einfassten.

Nach wenigen hundert Schritten — das Zelt war längst ausser Sicht — stand plötzlich auf dem gegenüberliegenden Damm, wie vom Himmel gefallen, ein Soldat in der Felduniform der regulären Lao-Truppen. Die Hände auf dem Rücken, starrte er uns an. Wir grüssten. Keine Regung in der starren mongolischen Maske. Die Situation war ausgesprochen ungemütlich. War es ein Soldat der regulären Truppen oder ein kostümierter Guerilla? So oft wir uns umdrehten, unbeweglich stand sie da, diese asiatische Sphinx, und starrte uns nach. Angehörige der regulären Truppen gäbe es hier in der Gegend nicht, hiess es im Zelt. Der mysteriöse Sohn des Ostens war spurlos im Dschungel verschwunden, als wir ihn Mike zeigen wollten. Mike war sehr nachdenklich. «Wie können Sie überhaupt feststellen, Mike, ob Sie einen regulären Soldaten oder einen Irregulären vor sich haben?» Achselzuckend antwortete Mike auf unsere Frage: «Wenn er schießt, ist es sicher ein Guerilla, aber dann liegt ja auch nichts mehr an der Diagnose.»

Da haust nun Mike mit ein paar Leute in seinem Zelt. Was hilft ihm sein Funkgerät, wenn er überfallen wird? Hilfe, woher sie auch kommen mag, kommt zu spät. Auch für den Frieden zu kämpfen, ist lebensgefährlich.

Rückflug nach Vientiane

Von jener frischgeschlagenen kurzen Dschungelpiste, auf der wir vor ein paar Tagen gelandet waren, erhob sich unser «Karibu» schnell über die Wipfel der Urwaldriesen. Eine Rote barfüssiger, übermütiger Chinesenjungens aus dem benachbarten Flüchtlingslager tanzte, wild gestikulierend, im Propellerwind.

Der Motorenlärm und ein vielstimmiges Rattern und Vibrieren im Raum der Maschine schloss jede Unterhaltung aus. Man ging seinen Gedanken nach und zog sein Notizbuch aus der Tasche. Die Eindrücke der letzten Tage waren so mannigfach, dass sie sich kaum bewältigen liessen. Dieses Land, von dem wir vor einer Woche kaum mehr als den Namen kannten, wurde zur Bühne welt-

geschichtlicher Ereignisse. Wir sassen gleichsam im Zuschauerraum. Nun verliessen wir die Szene, aber das Drama sollte weitergehen. Wie wird es enden? Eben flogen wir ziemlich nah am Ho-Chi-Minh-Pfad vorbei. Es liess sich kaum vermeiden, denn Laos ist besonders in der «Taille» sehr schlank.

Ein Brief von McArthur, dem amerikanischen Prokonsul in Japan, kam uns in den Sinn, den er während des Koreakrieges, als er nur wenige Truppen zur Verfügung hatte, nach Washington richtete. McArthur hat stets die Bedeutung Asiens für Europa und die Vereinigten Staaten betont, und so schrieb er am 20. März 1951 aus Tokio: «Seltsamerweise scheinen manche nur schwer zu begreifen, dass die kommunistische Verschwörung Asiens zur Eroberung der ganzen Welt ansetzt und dass es dieser Plan ist, dem wir uns auf dem Schlachtfeld entgegenstellen, dass wir hier den Krieg Europas, den die Diplomaten mit Worten führen, mit den Waffen fortsetzen; dass der Untergang Europas unausweichlich ist, wenn wir dem Kommunismus in Asien unterliegen; dass aber, wenn wir siegen, Europa aller Wahrscheinlichkeit nach, seine Freiheit behalten wird, ohne dafür einen Krieg führen zu müssen. Es ist, wie Sie sagen: Wir müssen siegen. Für Sieg gibt es keinen Ersatz!» McArthur, dieser grosse und dem Besiegten gegenüber so grossmütige Soldat, glaubte er im Ernst, Ideologien liessen sich mit Kanonen bekämpfen? Ausgerechnet in Asien, wo der Boden für eine Diktatur, wenn uns unsere Beobachtungen nicht sehr trügen, besonders günstig ist.

Das «Erwachen Asiens», von dem man oft liest, ist — von Japan abgesehen — in diesen Ländern nicht das Erwachen eines Nationalbewusstseins, nicht die Bildung nationaler Eigenpersönlichkeit der Völker. Man erhält in den Ländern Südasiens den etwas enttäuschenden Eindruck, dass sich für die grosse Masse des Volkes gegenüber der Kolonialzeit kaum etwas geändert hat; die Herren wechselten, und statt der «kolonialen Ausbeuter» haust nun eine dünne einheimische Oberschicht in den Palästen und Villen, fährt in Limousinen, veranstaltet Parties und denkt, sofern überhaupt viel gedacht wird, zunächst an sich selbst.

Die jungen Länder Südasiens haben den starken, fremden Einflüssen kaum Eigenes entgegenzusetzen. Sie sind, so will es uns scheinen, vor allem darum schon sehr gefährdet.

Unser Freiheitsbegriff, der in vielen jahrhundertlangen blutigen Kämpfen reifte und der wohl auch in Zukunft immer wieder unter Opfern wird verteidigt werden müssen, ist diesen Völkern völlig fremd. Sie halten auch nicht

viel von den Segnungen der Demokratie, sie sind allen Importen aus dem Westen gegenüber misstrauisch, abgesehen von jenen Utensilien und Waffen, mit denen sie sich vielleicht eines Tages gemeinsam gegen die «Lieferanten» wenden könnten. So fehlen auch für die Demokratie zunächst alle Voraussetzungen, selbst in Indien, wenn man auch gerade in diesem Lande dazu neigt, den Europäer von höchster Warte aus über die Grundzüge der Demokratie zu belehren, wie es überhaupt in Asien nicht an geistigem Hochmut fehlt. Hinzu kommt eine grosse Empfänglichkeit für alles, was chinesischen Ursprungs ist, und sei es die härteste Diktatur. China ist und bleibt die alte Kulturmutter des Fernen Ostens, auch für Japan. Man täusche sich nicht. Nirgends in Ostasien entgeht dem aufmerksamen Beobachter diese tiefe Unterströmung verwandtschaftlicher Sympathie, selbst dort nicht, wo man — wie etwa in Japan — vor nicht allzu langer Zeit mit China Krieg führte. Es war im Grunde ein Krieg zwischen Brüdern, die sich nicht einigen konnten, wie man sich der Weissen am ehesten entledigen könne. Man ist stolz auf des grossen Veters «Sprung nach vorn». Selbst bei den Südvietnamesen, die sich als Antikommunisten bezeichneten, fanden wir jene asiatische Solidarität vorherrschend, die mit Stolz und nicht ohne eine gewisse, gegen den Westen gerichtete Schadenfreude die Tapferkeit und militärische Tüchtigkeit der mit China verbündeten nordvietnamesischen Vettern registrierten. Ja, selbst uns muss es mit Genugtuung erfüllen, dass auch heute noch ein kleines Volk in der Lage ist, sich erfolgreich gegen eine Uebermacht zu wehren.

Sogar Thailand, das bisher seine Unabhängigkeit nach allen Seiten gegen die Angriffe seines nördlichen Nachbarn verteidigt hat, zollt ihm zumindest Achtung. Nur wenige Wochen, bevor wir nach Laos kamen, waren wir in Bangkok Zeuge eines für den Europäer faszinierenden Vorganges. Es wurde verhandelt, wie sich das Land gegen eine gefährliche Ausmasse annehmende Ueberfremdung schützen könne. In Thailand leben heute einige Millionen Chinesen. Bangkok, früher «Venedig des Ostens», heute eine der amerikanisertesten Städte Asiens, stellte eines Tages fest, dass nicht nur Chinatown zum mächtigsten Teil der Metropole geworden war, sondern dass sich in Handel und Industrie fast alle leitenden Stellen in Händen der Chinesen befanden. So weit kam es dank der hervorragenden Tüchtigkeit und Emsigkeit der Chinesen und dank der betont daseinsfreudigen Einstellung der Thai, die sich, bar jeden Ehrgeizes, nicht zur Arbeit drängen. Nun sollte jedoch etwas geschehen. «Thailand den Thailändern» und ähn-

liche Slogans waren in aller Mund. Es kam zu Anfeindungen und Beschuldigungen, alle oder jedenfalls die meisten Chinesen im Lande seien verkappte Kommunisten und Agenten. Aber es fanden sich ebenso viel Stimmen, die die grossen Verdienste der chinesischen Minderheit um Thailands Wirtschaft rühmten und den Thais empfahlen, sich an der Initiative, der Tüchtigkeit und dem Fleiss der Chinesen ein Beispiel zu nehmen und ihnen nachzueifern. Zunächst endete der Aufruhr mit echt asiatischer Toleranz: Wer hätte schliesslich auch die vielen Chinesen auf leitendem Posten ersetzen können?

Da drüben aber in Vietnam — man sah jetzt von unserer Karibu aus deutlich die Silhouette des östlichen Randgebirges — gibt es keine Toleranz. Sie überschütteten sich mit Bomben und Granaten und liebten im Grunde nichts mehr als den Frieden. Auch die Amerikaner. Sie wissen genau, wie unpopulär ihr Krieg ist. Sie sind weniger naiv als viele glauben, aber sie haben, was auch bei uns oft vergessen wird, vertragliche Verpflichtungen übernommen. Eine tragische Situation!

Das Tor am Heck der Karibu stand offen, und da wir nahe an diesem Torrahmen sassen, wandten wir uns der herrlichen Aussicht zu, während sich unsere Gedanken über den Krieg in einem ausweglosen Labyrinth verfangen hatten. In der Abendsonne sah der Urwald unter uns aus wie ein in allen Grünschattierungen leuchtender Moosteppich. Die silberne Spiegelung des Mekong rückte in unser Gesichtsfeld, und schon kreisten wir über dem Flugplatz von Vientiane.

Das That-Luang-Fest

Am Tage nach unserer Rückkehr fand in Vientiane ein grosses Fest statt, wie jedes Jahr an jenem Tage des November, an dem die untergehende Sonne und der aufgehende Mond einander gerade gegenüberstehen. Es ist das bedeutendste religiöse Fest im ganzen Jahr, das That-Luang.

Die Feier begann frühmorgens mit einem religiösen Zeremoniell an der Stupa. Lange vor Sonnenaufgang war der breite schnurgerade Boulevard, der vom Mekong bis zum Heiligtum führt, gesäumt von heiter gestimmtem Volk, das die feierliche Prozession der Geistlichkeit und der Würdenträger bewundern wollte. Vor der Reihe der Zuschauermenge am Strassenrand breiteten die Frauen kleine Strohmatten aus und liessen sich mit untergeschlagenen Beinen darauf nieder, vor sich die Silberschalen und Körbe mit den Gaben für die buddhistischen Bonzen.

Dicht gedrängt, Arm an Arm sassen sie in ihren schönen Seidengewändern, die Hände zum Gebet auf der Brust gefaltet, den Kopf leicht geneigt, das schwarze Haar zu einem festen Knoten geschlungen und oftmals von einer kunstvoll gearbeiteten Kette aus rotem Golde gehalten. Schon leuchtete die goldene Spitze der Stupa in den ersten Sonnenstrahlen auf, als der Festzug nahte. Ihm voran zog man auf einem Bambuswagen einen riesigen Gong. Von Zeit zu Zeit, in längeren Intervallen, wurde der gewaltigen Bronzeplatte mit einer Keule ein weitausholender Schlag versetzt. Der feierlich ernste, lang nachschwingende Klang erinnerte an unsere heimatlichen Glocken auf den Kirchtürmen. Gemessenen Schrittes bewegte sich der Zug. Hinter dem Gong die rotgekleideten Musikanten mit ihren Holz- und Saiteninstrumenten. Ihre leisen, eher monoton-melancholischen Weisen drangen nicht weit. Es folgte im Zug die königliche Garde in prächtiger Montur, dahinter unter goldenem Baldachin, König Savang Vatthana, umgeben von seinen zahlreichen Kindern und Kindeskindern — alle, auch der König, in weisser Seidenbluse und violettseidenen Pluderhosen. Es bot sich ein farbenprächtiges Schauspiel. Der königlichen Familie folgten die Würdenträger mit ihren Frauen, hohe Offiziere in weissen Uniformen mit goldenen Achselschnüren und Epauletten. Dann eine kleine Armee von buddhistischen Priestern mit kahlgeschorenen Köpfen, dem goldgelbleuchtenden Leibtuch, das sie um die hageren Hüften und um die rechte Schulter geschlungen trugen.

Die Frauen am Strassenrand sassen in regungsloser Gebetshaltung. Vor ihnen blinkten die silbernen Gefässe, in denen die Geschenköpfer zu kleinen Pyramiden aufgeschichtet waren: rote, gelbe, grüne Früchte, zu Kugeln geformte Reiskuchen, weisser Käse, Eier vor allem, viele Eier in weisser und bemalter Schale, Brot in vielen Arten und Grössen, und dies alles, Körbe, Schüsseln, Teller und Schalen geschmückt mit herrlichen Blumen.

Die Prozession durchschritt das Tor zum Hof der Stupa, der nur die höchsten Würdenträger und die Geistlichkeit zu fassen vermochte. Das Volk verharrte draussen im Gebet. Nach Beendigung des feierlichen Rituals im Innern der Stupa kam die grosse Stunde der Mönche, auf die sie sich schon lange gefreut hatten. Im Gänsemarsch zogen sie an der Reihe der hockenden Frauen vorbei und liessen sich beschenken. Im Nu waren die Körbe, die sie bei sich trugen, mit den herrlichsten Sachen gefüllt. Unermüdlich opferten die Frauen, und die Gesichter der heiligen Männer strahlten. Zufrieden ging nun jeder seines Wegs,

und bald stand die Stupa wieder in würdiger Ruhe und Einsamkeit.

Für den Nachmittag war ein langes Programm von Wettspielen und Volksbelustigungen vorgesehen. Panem et circenses! Schon von zwei Uhr nachmittags an war der grosse Festplatz gesäumt von dichtgedrängten Menschen. Die offizielle Tribüne füllte sich rasch mit Gästen, hohen Funktionären der königlich-laotischen Regierung, fremden Diplomaten und Militärattachés mit ihren Damen, Journalisten, und vor allem höhern Offizieren des Landes in blendend weissen Uniformen mit breiten Goldtressen und ungezählten Orden.

Aber das Tragen von Orden hat seine Tücken. Kaum hatten wir unsere Sitze eingenommen, nahte, nach allen Seiten militärisch grüssend, ein hoher Offizier der königlichen Armee, dem vielen Gold nach zu schliessen, mindestens ein General. Seine ganze Vorderfront war, unter Ausnützung jeglicher verfügbaren Fläche des Waffenrocks, mit Orden bedeckt. In breiten, parallelen Reihen hingen sie übereinander, von der Achsel bis zur Taille, ein imposanter Anblick. In jenem Augenblick, da der Offizier sich niederbeugte, um die Dame zu unserer Linken, die Gattin eines Botschafters, zu begrüßen, geschah es: Der Ordenssegel löste sich, und die ganze Kollektion von Medaillen, Kreuzen und blinkenden Sternen rieselte zu Boden, die einen hierhin, die andern dorthin kollernd, einige sogar auf Nimmerwiedersehen, zwischen Planken ins Leere verschwindend. Die Aufhängevorrichtung hatte der grossen Last von Ehrenzeichen nicht standgehalten. Traurig hingen leere Drähte an der soeben noch glanzvollen Fassade. Schnell sammelten hilfreiche Hände ein, was noch zu finden war, und Stück um Stück wurde von flinken Frauenhänden wieder an seinem Bestimmungsort befestigt, einige Verstärkungen eingezogen und mit Sicherheitsnadeln festgesteckt. In kürzester Zeit war der «Herr General» wieder leidlich geschmückt, wenn auch notgedrungen einige Stellen des weissen goldgeknöpften Waffenrocks verwaist blieben.

Das Fest verlief glanzvoll. Truppen marschierten auf. Der König schritt auf rotem Teppich an ihnen vorbei und zeichnete einige Offiziere aus. Eine Militärkapelle spielte Marschmusik. Den Höhepunkt der Veranstaltung bildete ein Pferderennen. Barfuss, ohne Steigbügel und ohne Sattel sassen die jungen Reiter, Rekruten der Kavallerietruppen, wie angegossen auf ihren kleinen, temperamentvollen und unglaublich schnellen Pferden. Eine Vierergruppe nach der anderen ging ins Rennen, und die Gewinner jeder Gruppe kämpften wiederum in einem Stechen um die Siegespalme. Der glückliche Sieger

wurde stürmisch gefeiert und auf Schultern zu seinem König getragen, der ihn väterlich beglückwünschte.

Das Fest klang aus in heiterer Unbekümmertheit, in Gesang und Tanz. Viele Menschen sammelten sich um zwei Männer, die, auf hohen Bambustischen stehend, Heldengedichte aus alten Zeiten vortrugen.

Es dunkelt schnell in den Tropen. Kaum waren die letzten Sonnenstrahlen von der goldenen Spitze der Stupa gewichen, brach die Nacht herein.

Fröhliches Volk durchzog die beflaggten Strassen. Von Kindern getragene Lampions schaukelten wie Leuchtkäfer durch die Dunkelheit. Nirgends ein Misston. Kein Gröhlen oder hemmungslose Ausgelassenheit, wie wir sie an unseren westlichen Volksfesten so oft erleben. Man wähnte sich im tiefsten Frieden, doch der Mekong, an dessen Ufer nun überall Freudenfeuer aufloderten, strömt rasch jenem unglücklichen Land zu, in dem der schrecklichste aller Kriege wütet.

